

erschienen in: G. Bernhard, D. Kattenbusch und P. Stein (Hg.) *Namen und Wörter. Freundschaftsgabe für Josef Felixberger zum 65. Geburtstag. Regensburg: Verlag Christine Lindner, 2003, 223-242*

How to build worlds with words

Karl Mays virtueller „Wilder Westen“

Wir alle kennen, aus den Urtiefen der Kindheit, den „Wilden Westen“:

jene weiten Prairien Nordamerika's, welche sich westlich vom »Vater der Ströme,« dem Mississippi, bis an den Fuß des Felsengebirges und von dem jenseitigen Abhänge derselben wieder bis an die Küste des stillen Weltmeeres erstrecken, [und die] nicht bloß in physikalischer Beziehung mancherlei Aehnlichkeiten [haben] mit den unendlichen Fernen, welche die Wogen des Oceanes erfüllen (May 2003, 5540)

Besonders vertraut ist uns dabei möglicherweise die Region „zwischen dem Quellgebiete des Rio Pecos und des südlichen Kanadian“ (May 2003, 50319), wo vor über 100 Jahren ein *surveyor* mit Namen Charley, bald *Old Shatterhand*, unter widrigen Umständen die erste transkontinentale Eisenbahn mit vermaß. Und natürlich spielt dabei der Lauf des *Rio Pecos* eine ganz besondere Rolle, liegt an diesem Flusslauf doch das *Pueblo Winnetous* und seiner Apachen. Als die Teilnehmer des ersten Karl May-Symposiums in Lubbock, Texas (also im *Llano Estacado...*) im Herbst 2000 in Richtung *New Mexico* unterwegs waren, ging ein wahrer Aufschrei durch den *Greyhound-Bus*, als die Busfahrerin beiläufig sagte: „Gerade überqueren wir den *Rio Pecos*...!“ Der Bus musste anhalten, und über 40 deutsche Erwachsene jeden Alters sahen verträumt in ein ansonsten unspektakulär fließendes Gewässer.

Denn dies war, wie wir alle wissen, ein markanter Punkt in jenem Teil der Welt, in dem *Old Shatterhand* seine Initiation durchläuft, einen Grizzly mit blankem Messer erlegt, ein wildes Pferd mit dem Lasso fängt und einen gewaltigen Büffel-Bullen (oder sogar zwei) aus nächster Nähe durch das Auge erschießt, um dann mit einem gezielten Faustschlag auch noch seinen Kriegsnamen zu erwerben...

Jedenfalls gibt es im „Wilden Westen“ privilegierte Gegenden und Ecken, wo wir sozusagen jeden Fußbreit kennen; wo man Gewehre an ihrem Klang beim Abfeuern eines Schus-

ses erkennt, wo „Greenhorns“ sich bewähren und zu berühmten (West-) Männern werden können, und wo berühmte „Westmen“ wie *Old Shatterhand*, *Old Firehand* und andere *Oldies* hinter „Indsmen“ her sind (oder umgekehrt), und alle miteinander mit ihren Gewehren so kunstfertig umgehen, als kämen sie geradewegs aus einer „Wild West Show“ des *Buffalo Bill*.

Eine dieser deutschlandweit bekannten Ecken des „Wilden Westens“ ist etwa der gerade erwähnte *Llano Estacado*, jene wohlbekannte „Sahara der Vereinigten Staaten“, in der schurkische „Stakemen“ die Wegmarkierungen verändern, um die Wagenzüge irre zu führen. Als Kollegin Meredith McClain im Sommer 1979 als Fulbright-Stipendiatin in Deutschland weilte und einmal zwecks sozialer Kontaktpflege mit den andern Fulbright-Stipendiaten des Jahrgangs zu einer Tagung nach Bonn eingeladen war, widerfuhren ihr merkwürdige Dinge. Irgendwann sollten die Teilnehmer sich der Reihe nach mit Namen und Herkunftsort vorstellen, was eine eher langweilige Veranstaltung zu werden versprach. Frau McClain litt dabei insbesondere ein wenig darunter, daß sie aus *Lubbock* kam, aus einer Gegend des Staates Texas nämlich, die selbst in den USA kaum jemand kennt. Als sie eben dies Lubbock aber erwähnte („Lubbock, die Hauptstadt des sogenannten *Llano estacado*“), passierte es:

Ich war völlig verblüfft, als die deutschen Teilnehmer sofort darauf reagierten und Fragen stellten über Verbrecherbanden, deren Mitglieder irgendeine Sorte von Pfählen irgendwann im vorigen Jahrhundert aus der Erde um Lubbock gezogen hatten. Nach der offiziellen Sitzung fragte ein deutscher Politiker sehr gezielt nach den Indianern und den Oasen im *Llano estacado*. Es war mir höchst peinlich, überhaupt keine Ahnung von diesen anscheinend wohlbekanntem Tatsachen [...] zu haben (McClain 1994, 300).

Was die Kollegin damals nicht wissen konnte: Karl May hat den Deutschen „ihren“ Wilden Westen geschenkt. Niemand hat gegen Ende des 19. Jahrhunderts und bis heute das Bild der Deutschen von Nord-Amerika nachhaltiger geprägt als dieser Karl May. Wir alle *kennen* den „Wilden Westen“, weil wir Karl May gelesen haben. Und kennen deshalb auch den *Llano estacado*.

Die „Sahara der Vereinigten Staaten“

Aber kennen wir ihn wirklich? Erinnern wir uns an eine der vielen, inhaltlich kaum variierenden Schilderungen des *Llano Estacado* bei Karl May:

Zwischen Texas, Neu-Mexiko, dem Indianer-Territorium und dem nach Nordosten streichenden Ozarkgebirge liegt eine weite Landesstrecke, über welche die Natur nicht weniger Schauer gelegt hat, als wie dergleichen die asiatische Gobi oder die afrikanische Sahara dem Menschen furchtbar machen. Kein Baum, kein einsamer Busch giebt dem brennenden Auge einen willkommenen Anhaltepunkt; kein Hügel, keine einzige namhafte Erhöhung unterbricht die todesstarre, eintönige Ebene; kein Quell erquickt die lechzende Zunge und bringt Errettung vor dem Verschmachten, dem Jeder anheimfällt, der aus der Richtung geräth und den Weg verfehlt, welcher nach den Bergen oder einer der

grünenden Prairien führt. Sand, Sand, wieder Sand und nichts als Sand ist hier zu sehen...(May 2003, 6561)

Manches davon klingt ganz wohl informiert und beschreibt recht gut die Realität dieses Landes (vgl. Flores 2003), einer hochgelegenen, fast unmerklich geneigten, unendlich ebenen *mesa*, deren Fläche größer ist als die aller Neu-England-Staaten zusammen. Seit dem 16. Jahrhundert wiederholen sich in der Beschreibung des *Llano Estacado* bestimmte Wahrnehmungen, deren Echo man dann auch bei Karl May zu vernehmen meint. Denn der *Llano* gilt bis heute immer wieder als der „flachste Ort der Erde“ (Flores 2003), und schon die Männer des Francisco Vasquez de Coronado, die 1541 als erste Weiße den *Llano* durchzogen, fanden ihn so flach, „dass sie zwischen den Beinen der Bisons den Himmel sehen konnten“ (Blakeslee 2003); noch heute wird einem mit Begeisterung der Baum gezeigt, der als erster – von Menschenhand – erst nach 1870 auf dem *Llano* gepflanzt wurde; und schon seit Coronados Zeiten findet sich immer wieder der Vergleich mit dem Meer. „Weit, wie der unermeßliche, endlose Ozean, breitete sich die Wüste aus...“, heißt es bei Karl May, aber schon Coronado erinnert sich in seinem Bericht an die spanische Krone, der *Llano* sei „so ohne alle Orientierungspunkte, als ob wir uns auf dem offenen Meer befunden hätten“, und muß erleben, daß sich gelegentlich einer seiner Soldaten verläuft und auf Dauer verschwunden bleibt.¹

Das Wesentliche an Mays *Llano* aber ist reine Phantasie. Zwar ist der *Llano* eher niederschlagsarm, durchzieht ihn kein Fluß und gibt es in dieser riesigen Ebene nur wenige Quellen; zwar kennt man in Lubbock gelegentlich auch Sandstürme, bei denen rötlicher Sand aus dem westlichen *Llano* in die Stadt getragen wird. Aber zwischen sandigem Boden und einer Sandwüste ist allemal ein Unterschied: Der *Llano* ist (und war immer) eine semiaride Steppe, dessen Gras die Bisonherden ernährte (während die Bisonjäger, die Comanche, Pawnee oder Kiowa, lieber in den Urstromtälern der Canyons am nördlichen oder östlichen Rand campierten) und deren Boden heute – freilich mit Bewässerung – Baumwolle, Gemüse und einen recht schmackhaften Wein trägt. Und auch die *stakemen* hat Karl May erfunden, jene weißen Bösewichter also, die unbedarfte Auswanderer-Wagenzüge durch Verändern der Wegmarkierungen ins Verderben locken: bis zum *Red River War* im Herbst 1874 (neely 1995, 130ff) – am 2. Mai des gleichen Jahres ist Karl May aus dem Zuchthaus Waldheim entlassen worden und hat die seinerzeit geläufige Absicht geäußert: „Will nach Amerika auswandern...“ (Plaul 1976, 151) – sind die Comanche-, Kiowa-, Cheyenne- und Apache-Sippen der *Quanah Parker*, *Parra-o-coom*, *Wild Horse*, *Bull Elk* oder *Mow-way* die unumschränkten Herren auf dem *Llano*, und ziehen keine Auswandererzüge durch den *Llano*. Erst 4 Jahre später, nämlich 1878 (Curry 1979, 151ff),

siedelt sich Hank Smith, geboren als Heinrich Schmitt im Bayerischen Rossbrunn, den Gewohnheiten der Comanche folgend, im *Blanco Canyon* am östlichen Rand des *Llano* an: schlechte Zeiten also für Auswanderertrecks und schurkische *stakemen*. Wir wissen nicht einmal, woher der Name des *llano estacado* stammt und aus welchem Grund er in Gebrauch kommt: *Coronado* berichtet einfach von einer endlosen Hoch-Ebene, eben einem *llano*, und thematisiert auch zum ersten Mal die Schwierigkeit, sich in dieser endlosen Fläche ohne Wegzeichen zu orientieren – aber von eingesteckten Stangen als Wegzeichen, nach Ort Norddeutscher Moore, ist vor Karl May nirgends die Rede. Der Name *Llano estacado* kommt offenbar erst bei den *Comancheros* des 19. Jahrhunderts in Gebrauch, jenen Mexikanern also, die mit den Indianern der *Comancheria* Handel treiben. Dan Flores, einer der besten Kenner des *Llano estacado*, hat die Frage in seinem Vortrag auf dem Karl May-Symposium in Lubbock angeschnitten und, wie mir scheint, auf ganz neue Art beantwortet:

Woran dachten also die *Comancheros*, als sie den Ort *El Llano Estacado* nannten? *Llano* drückt auf Spanisch horizontalen Erdboden recht gut aus, während *estacado* sich auf alles beziehen kann, was mit einem Pfahl zu tun hat – Pfähle, die einen Pfad über eine konturenlose Oberfläche markieren, den Ort ohne Bäume, an dem Pferde an Pfählen angepflockt werden mußten, oder eine Ebene, die so flach war, daß sie an ihren Kanten mit Pfählen abgesteckt zu sein schien. Nach einem 15 km langen Fußmarsch durch eine relikte Llano-Prärie an einem wahnsinnig heißen Junitag 1993 sagt mir mein Gefühl jedoch, daß der Name sich auf das einst monotone Aussehen des Llano bezieht, in dem die *Shortgrass*-Vegetation bis ins Unendliche mit den steifen Blütenstengeln tausender von *Yucca*-Pflanzen gesprenkelt war, die wie ganze Heere von in seinen Boden gestoßenen Pfählen aussehen. In Wahrheit wissen jedoch weder ich noch irgend jemand sonst wirklich noch, was *Llano Estacado* über diesen Ort aussagen sollte (Flores 2003).

Was Karl Mays Phantasie zwang, immer wieder Bilder unendlicher Wüsteneien aufzusuchen, vom Verdursten in glühender Sonne oder vom Versinken in Salzseen zu träumen, wissen wir nicht. Wir ahnen aber, woher er die *Llano-Phantasie* hatte. Denn wie alle gewaltigen Schreiber ist auch Karl May ein immenser Leser, und speisen sich seine Traum-Welten immer wieder auch aus literarischen Phantasien, damit einen Grundzug der „bürgerlichen Literatur“ realisierend, der auf deren Ahnherrn Richardson und Rousseau zurückgeht.

In dem Roman „The Skalp-hunters“ (1851) des Iren Mayne Reid zieht der Held und Abenteurer *Henry Haller* mit einer Handelskarawane über den *Santa Fé Trail*, gerät unweit des *Río Grande* einige Tage später unter dramatischen Umständen in eine schreckliche Sandwüste,² wird durch einen Tornado hochgewirbelt und von seinem Begleiter getrennt, verirrt sich rettungslos, gerät ans Verdursten, und wird *in extremis* wie durch ein Wunder gerettet... Aber da ist *Henry Haller* auf der *jornada del muerto* südlich von *Santa Fé* und *Socorro*, also einem Ab-

schnitt der Karawanenstraße zwischen *Santa Fé* und *El Paso* unweit der Salzwüste von *White Sands*. Zwar berührt der *Santa Fé Trail* den Norden des *Llano estacado*, aber zwischen dem *Llano* und der *Jornada* liegt ein ganzes Gebirge, die *Sacramento-Berge*, mit Höhen bis zu 4000 m. Karl May kannte die „Skalpjäger“, und sein Kartenmaterial zeigte ihm den (ungefähren) Verlauf des *Santa Fé Trail*, und offenbar faszinierte ihn die Verzweiflungs- und Verdurstensphantasie des *Mayne Reid* – aber die *Sacramento-Berge* hat er, mit dem Finger auf der Landkarte, im Schwung seiner Phantasie glatt übersehen.

Und so ist die Steppe des *Llano* in der deutschen Seele als Sandwüste verblieben...

Go West!

Was aber ist das, was da die Phantasie beflügelt? Was ist der Grund, daß der *Leser* Karl May die Welt, die er da träumt und weiterträumt, in unzähligen literarisierten Phantasien schon findet?

Es ist ein epochales Ereignis: der „große Aufbruch“ (Mittler 1968) nach dem amerikanischen Westen, der nicht nur die Träume der amerikanischen Ostküste in Bewegung setzt, sondern die Träume ganz Europas; und nicht nur eine inneramerikanische Wanderungsbewegung ist, sondern auch eine europäische Auswanderungsbewegung gigantischen Ausmaßes. Ich habe die wesentlichen Daten schon einmal an anderer Stelle (Wolff 1999) zusammengefasst: Zwischen 1820 und 1932 wandern – in großen Wellen, deren Bewegung mit den Wirtschaftskrisen in den europäischen Ländern korreliert – fast 38 Millionen Menschen in die USA ein. Aus Deutschland sind es ca. 6,5 Millionen, mit statistischen Höhepunkten um 1850, 1870 und noch einmal in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts (ca. 1,8 Millionen Deutsche allein in diesem Jahrzehnt). Sie alle wandern, aus dem Oldenburgischen, Hessischen und aus Sachsen, vorzugsweise in den „Westen“: in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts plant der „Mainzer Adelsverein“, aus dem damals gerade (vorübergehend) unabhängigen Texas ein deutsches „Schutzgebiet“, also ein deutsches Amerika außerhalb der USA zu machen; und um 1850 ist jeder 5. Bürger von Texas ein Immigrant aus Deutschland (Rese 1996, 59). Was sie in den „Westen“ zieht, ist ein Mythos und ein Traum: der Traum von der *frontier*, einem Grenzgebiet, das sich im ganzen Verlauf des 19. Jahrhunderts in unvorstellbarem Tempo verändert, verwandelt und nach Westen verschiebt.

Wir machen uns heute keine richtiges Bild mehr davon, wie jung die USA in ihrer heutigen Gestalt und Ausdehnung sind, und mit welcher atemberaubenden Geschwindigkeit sich dieses gegenwärtige Bild *erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts* entwickelte. Noch im 18. Jahrhundert sind die USA keine kontinentale Macht, sondern ein Küstenstreifen am Atlantik: eben „Neuengland“. Der „Westen“ ist in seiner Ausdehnung und Beschaffenheit nicht bekannt: noch im Jahr 1810 „führte kein ausgebauter Weg vom Atlantik zum Ohio“ (Mittler 1968, 14), und macht man

sich von den gewaltigen Landmassen im „Westen“ noch keine einigermaßen realistische Vorstellung. Am Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges ist die Grenze der USA zu Canada, also dem Königreich England, vertraglich festgelegt worden, aber keiner kennt den Verlauf dieser Grenze wirklich: man nimmt im Vertrag an, sie gehe vom *Lake of the woods (lac des bois)* „in gerader Linie westwärts, bis zu den Quellen des Mississippi“ (Mittler 1968, 18) – in Wirklichkeit verlief sie nach diesen Angaben fast von Norden nach Süden. Noch als Lewis und Clark ausziehen, um den Verlauf des Missouri zu erkunden und den Übergang nach Kalifornien zu finden, unterschätzen sie die Ausdehnung der *Rocky Mountains* in grotesker Weise: als sie die Begebenheiten dieser Reise später in Gass' Tagebuch publizieren, fügen sie eine Amerika-Karte zur Orientierung bei, in der die Darstellung der *Rockies* in phantastischer Weise an die Elephanten und Nashörner erinnert, hinter denen man im 16. Jahrhundert das Nichtwissen über die Verhältnisse Innerafrikas oder Südamerikas verbirgt. Jedenfalls bilden, als Jefferson seine Präsidentschaft antritt, die *Appalachen* und *Alleghanys* die *frontier*; liegt jenseits der Appalachen des Indian Territory; gehört Kanada den Engländern (oder genauer: der *Hudson's Bay Company* und der *North West Company*), die Ufer des Mississippi immer noch den französischen Siedlern, und alles Land weiter westlich des Mississippi bis zu den Ufern des Pazifik dem König von Spanien (die Einwohner von St. Louis sprechen damals Französisch oder Spanisch). Was da weiter westlich liegt, kennt man nicht so genau: es ist riesig groß, und unvorstellbar menschenleer: Schätzungen zur Zahl der indianischen Einwohner von Texas vor der Besiedlung durch die Weißen liegen zwischen 40.000 und 130.000, also die Einwohnerzahl einer Stadt wie Regensburgs für eine Region vom Umfang des heutigen Deutschlands und Polens zusammen (Klotzbach 1990, 17).

Dann aber geht es Schlag auf Schlag. Im Oktober 1800 tritt Spanien alles Gebiet nördlich von Texas und westlich des Mississippi an Frankreich ab, das von neuem beginnt, imperiale Träume zu träumen. Freilich gibt es dabei die Zusatzvereinbarung, daß Frankreich dieses neue Louisiana für alle Zeit nicht an eine dritte Macht abtreten dürfe. Aber der Erste Konsul ist in Geldschwierigkeiten und *verkauft* die Ländereien westlich des Mississippi zwei Jahre später für 15 Millionen Dollar an die Amerikaner. Der amerikanische Partner dieses *Louisiana Purchase* heißt inzwischen Jefferson, der schon seit dem Unabhängigkeitskrieg die Idee vertritt, die USA müssten ein Staat werden, der von Meer zu Meer reiche – eine kontinentale, nicht mehr nur eine atlantische Macht. Die Idee ist nicht unumstritten, und der Kongress ratifiziert den Kaufvertrag nur mühsam. Aber nun kommen die Mythen vom *American Progress*, von *Manifest Destiny* und *Frontier* in Gang, schicksalhaft und unaufhaltsam. Liegt das *Indian Territory* zu Jeffersons

Lebzeiten noch westlich der Appalachen, so liegt es 1825, noch bevor er stirbt, schon im heutigen Oklahoma. Seit 1830 wird für dieses Land westlich von Arkansas und Missouri und östlich des mexikanischen Territoriums die Bezeichnung *Indianer Territorium* üblich, 1834 verabschiedet der Kongress das *Western Territory Gesetz*. Gegen Anfang des 20. Jahrhunderts wird das *Indianer Territorium* ganz verschwunden sein, und es werden nur *Reservate*, „Indianerreservationen“ in Oklahoma übrig geblieben sein. Und längst sind zu diesem Zeitpunkt, nur wenige Generationen nach Beginn des großen Aufbruchs nach Westen, die USA eine atlantische und pazifische Macht, sind „Amerika“. „Will nach Amerika auswandern...“, heißt im Jahr 1874 eben dies: ... will sein Glück im großen Aufbruch nach dem Westen suchen!

Auch die sprachgeschichtliche Entwicklung spiegelt diesen großen Sprung nach Westen quer über den Kontinent. Im Vokabular der „Leatherstocking Tales“ sind die *Termini* „Far West“ und „Wild West“ noch nicht vorhanden. Amerika hat noch keine Perspektive nach Westen: erst die dritte der *Leatherstocking Tales*, *The Prairie* (1827), entstanden 1826 in Paris, beginnt mit dem epochalen Ereignis des *Louisiana Purchase*. Aber als die zweite, überarbeitete Auflage von *The Prairie* 1832 erscheint, wäre es schon möglich, vom *Far West* zu sprechen: das *Oxford English Dictionary (OED)* belegt die Vokabel seit 1830, vorzugsweise aus Debatten des amerikanischen Kongresses und amerikanischen Zeitungen, auch wenn damals mit *far west* noch Gegenden gemeint sind, die man heute mit „Mittlerem Westen“ ansprechen würde („Formerly applied to areas lying west of the earliest settlements, i.e. to what is now the *Middle West*.“)

Vom „Wilden Westen“ – als vom „western part of the U.S. during its lawless frontier period“ (OED) – zu sprechen, ist auch damals noch nicht üblich. Dies bürgert sich erst eine halbe Generation später ein, um 1850 also, und ist nun nicht mehr über Parlamentsdebatten belegt, sondern über literarische Texte: die Gier und Gesetzlosigkeit der sich nach Westen bewegenden *frontier* erfüllt die Phantasien des Ostens. Die ersten Belege des OED für den Begriff des *wild west* stammen aus dem Roman *Shirley* der Charlotte Brontë (1849) – und aus den *Scalp-hunters* des Mayne Reid (1851).

Eben diese *Scalphunters* aber sind, wie wir gerade gesehen haben, eine der wichtigsten Quellen für den „Wilden Westen“ Karl Mays. Womit wir endlich wieder bei Karl May angelangt wären.

Couleur locale

Couleur locale benennen Theoretiker der französischen Romantik jene stilistischen Techniken und inhaltlichen Verfahren, mit denen – auf dem Weg zum *Realismus* in der Literatur – Authentizität in Gefühl und Wirklichkeitsbeschreibung hergestellt werden soll. Die *couleur locale* ist – als Antwort auf die klassizistische Idealisierung der Wirklichkeit und deren Reduktion auf das

Typische – Teil des *pittoresque*: von nun an werden Bühnenbilder naturalistisch-wirklichkeitsnah sein, tauchen die Beschreibungen in historisch-realistisches Vergnügen am Detail ein, und charakterisieren sich Ausländer aller Art gelegentlich mit Ausrufen in ihrer Muttersprache. Typographisches Signal an solchen Stellen der Erzählung ist der Wechsel der Schrifttype (in Deutschland von der Fraktur zur Antiqua, im Französischen von der Antiqua zur Kursive), und vor allem in der Erzählebene der Trivialromantik wird dieser stilistische *usus* bis heute beibehalten.

In Aimards Roman *Les Trappeurs d'Arkansas* liest sich das dann etwa so:

Le jour où commence ce récit, c'est-à-dire le 17 janvier 1817, entre trois et quatre heures de l'après-midi, moment où d'ordinaire la population fait la *siesta*, retirée au fond de ses demeures, la ville d'Hermosillo, si calme et si tranquille d'ordinaire, offrait un aspect étrange. – Une foule de *Leperos*, de *Gambusinos*, de contrebandiers et surtout de *Rateros* se pressait avec des cris, des menaces et des hurlements sans nom, dans la *calle del Rosario*, — rue du Rosaire (Aimard 1862, 8).

Auch Karl May verwendet diese Technik, und übertreibt dabei wie immer: der Sioux-Gruß „Hau!“ (= *Howgh!*) wird ihm zum generellen Indianergruß aller „Stämme und Völker“, und für Elemente und Brocken aus Indianersprachen stützt er sich zwar fachkundig auf Albert S. Gatschet (1876), das zu seiner Zeit eine höchst respektable Quelle ist (und noch heute in Mays Bibliothek vorhanden; Bibliothekskatalog Nr. 925 ist), aber es stört ihn nicht, die Namen und Ausdrücke aus einzelnen Indianersprachen fallweise wild durcheinander zu mischen.

Noch eindrucksvoller aber ist, in der Funktion einer *couleur locale*, jene englische „Fachsprache“ des „Wilden Westens“, die Karl May erfunden hat und die uns als „Amerikanisch“ vertraut ist, obwohl es sie nie wirklich gegeben hat. So beginnt etwa *Winnetou I* mit einer ausführlichen und für die meisten Leser unvergeßlichen Erläuterung dessen, was ein *greenhorn* ist:

Lieber Leser, weißt du, was das Wort Greenhorn bedeutet? - - eine höchst ärgerliche und despektierliche Bezeichnung für denjenigen, auf welchen sie angewendet wird. / *Green* heißt grün, und unter *horn* ist Fühlhorn gemeint. Ein Greenhorn ist demnach ein Mensch, welcher noch grün, also neu und unerfahren im Lande ist und seine Fühlhörner behutsam ausstrecken muß, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, ausgelacht zu werden. / Ein Greenhorn ist ein Mensch, welcher nicht von seinem Stuhle aufsteht, wenn eine Lady sich auf denselben setzen will; welcher den Herrn des Hauses grüßt, ehe er der Mistreß und Miß seine Verbeugungen gemacht hat; welcher beim Laden des Gewehres die Patrone verkehrt in den Lauf schiebt oder erst den Propfen, dann die Kugel und zuletzt das Pulver in den Vorderlader stößt...

Es folgt eine lange und unvergessliche Reihung dessen, was ein Greenhorn alles verkehrt machen kann, und endet mit den Sätzen:

Ein Greenhorn ist eben ein Greenhorn - - - und ein solches Greenhorn war damals auch ich. / Aber man denke ja nicht etwa, daß ich die Ueberzeugung oder auch nur die Ahnung gehabt hätte, daß diese kränkende Bezeichnung auf mich passe! O nein, denn es ist ja

eben die hervorragendste Eigentümlichkeit jedes Greenhorns, eher alle andern Menschen, aber nur nicht sich selbst für 'grün' zu halten (May 2003, 50285).

Das alles ist nicht ganz unrichtig, aber eben doch „knapp daneben“. Das Wort *greenhorn* ist im heutigen Amerikanisch sehr ungebräuchlich geworden. Aber die Wörterbücher kennen das Wort wenigstens noch, und auch heutige Amerikaner tun dies. *Roget's Thesaurus* von 1995 listet eine ungewöhnlich lange Reihe von Synonymen auf: „abecedarian, beginner, fledgling, freshman, initiate, neophyte, novice, novitiate, tenderfoot, tyro. *Slang* : rookie.“

Das Oxford English Dictionary (OED) belegt dann, ein wenig zweifelnd, für das 15. Jahrhundert die Bedeutung „an appellation given to an animal, ? orig. to an ox with 'green' or young horns“. Heutige Sprecher kennen diese alte Bedeutung noch: “a cattleman's term for a calf whose horns have not yet developed fully”.³ Im 18. Jahrhundert ist das Wort auch in der Bedeutung „recently-enlisted soldier; a raw recruit“ belegt (OED). Die meisten Belege für *greenhorn* (wie auch für *greenhornism*) aber liefert das OED für das 19. Jahrhundert, nun generalisierend: „a raw, inexperienced person, esp. a novice in a trade; an *ignoramus*; hence, one easily imposed upon, a simpleton“, und verweist dabei zusätzlich auf das Wort *greener*, das dabei aus dem Deutschen „Grüner“ („cf. German. *ein grüner*, a 'green' one“) abgeleitet wird: “a 'green' or inexperienced workman; a raw hand: esp. a foreigner who has recently arrived in the country in search of work.”

Fasst man all dies zusammen, so könnte es, vorsichtig interpretiert, Folgendes bedeuten:

- Karl Mays Einfall, der Bestandteil –*horn* könnte etwas mit „Fühlhorn“ (Schnecke, Insekt) zu tun haben, geht ziemlich weit daneben. In *diesem* Sinn war *greenhorn* nie ein amerikanisches Wort. Der Erfahrungshintergrund der Rinderzucht mochte da schon eher einschlägig sein (cattleman's term), war aber wiederum Karl May nicht zugänglich.
- Weiterhin leuchtet ein, daß die USA als das hervorragendste Einwandererland des 19. Jahrhunderts einen großen sprachlichen Bedarf an Ausdrucksmöglichkeiten für die Eigenschaft „unerfahren, Anfänger“ etc. hatten; die große Liste von Synonymen in diesem Bereich spricht für sich.
- Wiederum wäre gut verständlich – auch wenn dies im einzelnen vermutlich nicht mehr belegbar ist –, daß die Immigrantengruppe der Deutschen (die Deutsch-Sprachigen sind, zusammen genommen, die größte Einwanderergruppe in die USA im 19. und 20. Jahrhundert) zum Vokabular der Amerikaner in der Synonymen-Liste der „Anfänger“ und „Unbedarften“ besonders beiträgt. Die deutschstämmigen Neubürger haben in diesem

Fall das Wort „Grüner“, das sich in den USA zum *Germanicismus* (*greener*) mausert, sich dabei mit einem alten *cattleman's term* verbindet und ihn wiederbelebt: *greenhorn*.

So ungefähr hätten das wohl unsere akademischen Lehrer seinerzeit erklärt, die mit der Sprachgeschichte noch die Kulturgeschichte im Blick hatten. Und was wir sonst über die Quellen und Inspirationsmöglichkeiten von Karl May wissen, widerspricht dem nicht sonderlich. Ein Beleg für das Wort *greenhorn* findet sich in Mays Bibliothek in F.G. Ruxtons *Leben im fernen Westen* (Übs. von C.B. Lindau), Dresden 1852.⁴ Und noch präziser als Quelle für Karl Mays Sprachphantasien böte sich ein Artikel in der *Gartenlaube* des Jahrgangs 1859⁵ an. Der Artikel ist anonym erschienen, trägt die Überschrift „Grünhörner“ (das englische *greenhorn* taucht in dem Artikel nicht auf), und führt zu diesem Thema etwa Folgendes aus:

Die Amerikaner, welche eine solche Vorliebe für Spitznamen haben, ... haben auch für den Europäer in der ersten Zeit seines Aufenthalts in der neuen Welt, wo er sich wenig oder gar nicht in die neuen Verhältnisse zu schicken weiß und, als hätte er wirklich Hörner, überall anstößt, den Namen „Grünhorn“ erfunden.

Diese Formulierung schließt noch nicht aus, daß es sich um einen *cattleman's term* handelt, stellt aber die assoziative Verbindung von *-horn* zum Rinderhorn nicht mehr explizit her. Daß Karl May jedoch gerade diesen Artikel gekannt und als Inspirationsquelle genutzt hat, ergibt sich aus der weiteren Formulierung: „Jedes Grünhorn lebt in der vollen Überzeugung, daß es kein Grünhorn sei, und nimmt diese Benennung sehr übel auf.“

Bis zu dieser Stelle mag das alles noch angehen. Daß in einem „multi-kulturellen“ Einwandererland wie den USA sprachliche Interferenzen und sprachgeschichtliche Einflüsse, bzw. Sonderentwicklungen aller Art entstehen, ist nichts Neues: bis heute sind die deutschen Einflüsse im Texanischen Amerikanisch (oder dem von Illinois) unüberhörbar. Das *greenhorn* als missverständener *Germanicismus* wäre da eher spaßig.

Was aber ist, wenn ein *greenhorn* reitet und schießt wie ein Teufel, oder sonst wie erwachsen wird und sich bewährt? Dann wird aus ihm, wie wir alle wissen, bald ein *Westmann*: »Entweder Ihr habt den Teufel, Sir, oder Ihr seid zum Westmann rein geboren. So habe ich noch kein Greenhorn schießen sehen!«, sagt Mr. Henry, the Gunsmith, zu dem, der bald Old Shatterhand werden wird (May 2003, 50302).

Aber eben diesen *Westmann*, der daher kommt wie eine Art Berufsbezeichnung, hat es – als Sache wie als Wort – nie gegeben. Sowenig übrigens wie den *indsman*, der auch nur im Sächsischen vorkommt, aber nie und nimmer im Englischen. Selbstverständlich haben sich über das Leben in der amerikanischen Wildnis eine Reihe von Berufsbezeichnungen entwickelt,

denen auch noch der Beigeschmack des „typisch Amerikanischen“ anhaftete: ein *hunter* (französisch: *chasseur*, deutsch: *Jäger*; im amerikanischen English oft auch *hunterman* oder *huntman* genannt, vgl. OED) war immer einer, dessen „Beruf“ schon in der Geschichte des europäischen Feudalwesens war, eine größere Anzahl von Menschen – einen Feudalhof, die Bewohner einer Burg etc. – mit Wildpret versorgte, und der nun dieselbe Aufgabe gegenüber einer militärischen Truppe, einer Expedition oder einer Handelskompanie erhält; und wenn dieser Jäger den anspruchsvollen europäischen Pelzmarkt mit „Rauchwerk“ versorgt und dazu die Pelztiere in Fallen (französisch: *trappes*) fängt, ist er ein *Trapper*. Ein *coureur* (*coureur des bois*, „Waldläufer“) ist dann ebenso schon im französischen Canada einer, der (berufsmäßig) in dieser unermesslichen Wildnis für die Übermittlung von Nachrichten sorgt; und einer, der sich berufsmäßig als Viehirt verdingt (was schon deshalb eine neue Profession ist, weil man so riesige Rinderherden in Europa nie gekannt hat), ist im Spanischen Westen ein *vaquero* und in Texas ein *cowboy*. Wenn einer in den Wäldern Neuenglands oder den Prärien von Texas siedelt, so ist er ein *settler*. Will man ausdrücken, daß dieses „Siedeln“ stattfindet an der nach Westen vorrückenden Grenze der Zivilisation jenseits des Mississippi, so spricht man von einem *frontiersman* (oder *-woman*). Und will man ausdrücken, daß einer *jenseits der Grenze (der Zivilisation)*, also quasi „im hintersten Wald“ siedelt, so spricht man von einem *backwoodsman* oder wohl auch gelehrter von einem *pioneer*, und als dieses *jenseits der Grenze* dann nicht mehr in den westlichen Wäldern, sondern in den *great plains* liegt, von einem *plainsman*; und noch später, als es in den *Rocky Mountains* liegt, von einem *mountain man*:⁶ immer sind es Bezeichnungen, die von der Profession, der Art des Lebensunterhalts künden, oder aber von der Topographie und der strukturellen Ferne zur Zivilisation. Aber allein aus der sozialen Vereinzelung und aus der Ferne zur Zivilisation eine Profession zu machen; und diese Profession auszufüllen mit allen phantastischen Inhalten mittelalterlichen Rittertums (denn ein richtiger *Westmann* schützt Witwen und Waisen, verteidigt die Schwachen und Hilflosen, bestraft die Bösen und durchzieht solchermaßen „den Westen“ auf der Suche nach Heldentaten); und dann aus der Profession einen Ort narzisstischer Bewährung zu machen: das ist *vor* Karl May keinem eingefallen. Zwar gab es, in Texas und anderswo, sesshafte Angloamerikaner, die erstaunt so manchen deutschen Immigranten betrachteten, den es unsterblich „umtrieb“, von Ort zu Ort, und für den offenbar der Weg das Ziel war; sie benennen dies bis heute mit dem *Germanicismus* „Wanderlust“, in tiefem gutturalem Texanisch ausgesprochen als „Wonderlast“, und halten diese „Wanderlust“ nach Handwerksburschen-Art immer noch für einen deutschen Urtrieb. Aber das Wort *westman* gibt es im Amerikanischen bis heute nicht, so wenig wie das Wort *indman*.

Vermutlich hat Karl May dieses Wort der „Fachsprache Wilder Westen“ sogar selbst erfunden. Er benutzt es zum ersten Mal – schon als quasi „eingeführtes Vokabular“ – in der Erzählung *Wanda*, die 1875 in der Zeitschrift „Der Beobachter an der Elbe“ erscheint (Redakteur: Karl May) und später, 1880, in der Zeitschrift „All-Deutschland!“ den Titel „die wilde Polin“ tragen wird:

Du hast die Büchse auf einen Westmann gerichtet und damit nach Savannenrecht die Klinge erworben. [...] Der Westmann braucht keine Polizei, er richtet selber, was es zu richten giebt, und wer sich da hineinmengt, den weist er mit dem Bowiekneif zurück! (May 2003, 376 und 486)

Schon im gleichen Jahr ist ihm das Wort geläufig in der (ersten *Winnetou*-) Erzählung *Old Firehand*, heute besser bekannt als Teil von *Winnetou II* (1893): »Jeder Westmann ist zu dem bereit, was ich getan habe, und es geschehen noch ganz andere Dinge als das ist, was Ihr da erwähnt. « (May 2003, 6065). Und wie selbstverständlich Karl May mit dieser von ihm selbst entwickelten „Fachsprache“ umgeht, wird am besten deutlich, als er gegen Ende der 70er Jahre Gabriel Ferrys *Coureur des bois* in deutscher Übersetzung *für die Jugend bearbeitet*. Die Bearbeitung erscheint 1879, Karl May hat dazu *grosso modo* die Übersetzung von Füllner benutzt,⁷ fühlt sich aber nicht nur als Bearbeiter (der den voluminösen Roman geschickt auf lesbares Normalmaß bringt, nicht ohne gleichzeitig in den 80er Jahren selbst Voluminöses in die Welt zu setzen, nämlich die eigenen unendlichen, und unendlich verwickelten Kolportage-Romane), sondern auch als „Übersetzer“. Im Erstabdruck der *Winnetou*-Erzählung „Deadly dust“ von 1879/80, die später größtenteils in *Winnetou III* eingeht (Plaul 1988, Nr. 126), heißt es nämlich:

Wir hatten die Apacheria durchritten, jenen Boden, den der Liebhaber von Abenteuerromanen beinahe klassisch nennen könnte, da der berühmte „Waldläufer“ von Gabriel Ferry auf demselben spielt, und mich selbst mußten diese weiten, vom Rio Gila durchzogenen Gründe auf das Lebhafteste interessiren, da ich diesen „Waldläufer“ vor Kurzem erst im Gewande einer Umarbeitung aus dem Französischen in das Deutsche übertragen hatte (May 1997, 162).

Und so ganz falsch ist das gar nicht, denn Karl May setzt, vor allem in den intensiv bearbeiteten Teilen, seine eigene „Fachsprache“ durch. Die Vokabel „Westmann“ taucht systematisch in der „Waldläufer“-Bearbeitung relativ spät auf, nämlich in Kapitel X („Die Verfolgung“), und wird dort benutzt für den Yankee Wilson (May 2003, 7400), den ein spleeniger und mit seinem Skizzenblock beschäftigter Lord Wallerstone angemietet hat, um sich im „Wilden Westen“ gegen Risiken zu „versichern“. Dieser Wilson wird im französischen Original als *chasseur* (professionelle Zuordnung) bezeichnet, und in den deutschen Übersetzungen als *Jäger*; bei Karl May jedoch als *Westmann*.

Sogar das Grimmsche Wörterbuch führt, wenn auch auf verschlungenen Wegen, auf Karl May, wenn es (im Band 29, Spalte 648) unter dem Stichwort „**WESTMANN, m.**“ einträgt:⁸

1) *abenteurer im 'wilden westen' Nordamerikas, trapper: old Shatterhand, old Surehand und andere westmänner ... wurden allgemein bekannte gestalten PLISCHKE von Cooper bis Karl May (1951) 114; vgl.: wildwestmänner ebda 121.*

Womit wir selbstverständlich wieder bei Karl May wären: Plischkes Darstellung ist eine gute, weil relativ frühe Referenz für die Geschichte des Indianerromans, aber sowohl Text wie Kontext machen an dieser Stelle schnell klar, daß auch er seine Terminologie bei Karl May gelernt hat. Warum Linguisten, wenn sie ihre Belege schon nicht selbst erfinden, diese dann lieber aus der („objektiveren“, „seriöseren“?) historischen Darstellung nehmen, anstatt sich bei den Autoren selbst zu bedienen, kann nur vermutet werden: Wir befinden uns mit unserem Autor eben in jener literarischen Sphäre, die man seit einiger Zeit als „Massenkommunikation“ bezeichnet, und die – immer noch – nicht so richtig geschätzt wird. Wie sagte doch schon Ernst Bloch: „Karl May gilt als anrühige Sache, höchstens als Ulknummer ohne literarischen Wert (Bloch 1983, 28).

Old Shatterhand, Old Firehand, Old Death und andere Oldies...

Greifen wir nun noch – bevor wir uns um *Erklärungen* bemühen – zu einer andern Kategorie von Beispielen, in denen es nicht mehr um die „Fachsprache Wilder Westen“ geht, sondern um stereotype Vorstellungsinhalte, also feste Phantasie-Bausteine dieser Welt des „Wilden Westens“. Unser Ausgangspunkt liegt freilich noch in einem Bereich, in dem sich sprachliches und Vorstellungs-Stereotyp mischen. Erinnern wir uns dazu an den ersten Band des *Winnetou*, der unser aller Bild des „Westens“ präfiguriert hat. Es spricht der Ich-Erzähler:

Ueberhaupt wird eine Bemerkung über das Wort old, alt, hier am Platze sein. Auch wir Deutschen bedienen uns dieses Wortes nicht bloß zur Bezeichnung des Alters, sondern oft auch als sogenanntes Kosewort. Eine 'alte, gute Haut', ein 'alter, guter Kerl' braucht gar nicht alt zu sein; man hört im Gegenteile oft sehr jugendliche Personen so nennen. Und auch noch eine andere Bedeutung hat dieses Wort. Es kommen im gewöhnlichen Verkehre Ausdrücke vor wie: ein alter Lüdrian, ein alter Brummbär, ein alter Wortfänger, ein alter Faselhans. Hier dient 'alt' als Bekräftigungs- oder gar als Steigerungswort. Die Eigenschaft, welche durch das Hauptwort ausgedrückt wird, soll noch besonders bestätigt oder als in höherem Grade vorhanden hervorgehoben werden.

Grad so wird auch im wilden Westen das Wort Old gebraucht. Einer der berühmtesten Prairiejäger war Old Firehand. Nahm er seine Büchse einmal in die Hand, so war das Feuer derselben stets todbringend; daher der Kriegsname Feuerhand. Das vorangesetzte Old sollte diese Treffsicherheit besonders hervorheben. Auch dem Namen Shatterhand, den ich bekommen hatte, wurde später stets dieses Old beigegeben (May 2003, 50529).

Der geneigte Leser wird es, inzwischen vorgewarnt, schon ahnen: Alles frei erfunden. Natürlich gab es im „Wilden Westen“ nie berühmte „Westmänner“ wie „Old Firehand“ oder „Old

Shatterhand“. Und es gab auch niemanden im „Wilden Westen“, der das Beiwort *Old* als eine Art Adelstitel für verdiente „Westmänner“ gebraucht hätte. *Native speakers* von heute äußern sich dazu eindeutig: „That is something I have not encountered in any other stories about the West that I have read (in English). Nicknames starting with “Old” can certainly be found in many books, but they are always the names of characters who really are *old*.“⁹

Geben wir ein Beispiel. In Mayne Reids „Skalpjäger“ gibt es einen alten Jäger, der „Rube“ heißt, und sich auch selbst – wenn er wieder einmal von sich in der dritten Person spricht – gelegentlich „den alten Rube“ nennt. Dieser „Old Rube“ (wie er im englischen Original also hieße...) kommt einem Karl May-Leser aus vielen Gründen bekannt vor (vgl. Reid 1975, 98ff): er ist irgendwann einmal skalpiert worden (wie Sam Hawkins), und hat bei einer andern Gelegenheit beide Ohren verloren (wie Sans-Ear), und irgendwann auch den kleinen Finger der rechten Hand; er trägt einen vielfach geflickten, selbstgefertigten, ledernen Jagdrock und reitet eine uralte, fast kahle Stute mit langen Maulesels-Ohren. Und natürlich kennt er jeden Trick, und ist erfahren in Rat und Tat. Daß er aber der „alte Rube“ genannt wird, hat wirklich mit seinem physischen Alter zu tun: „Stehe fest, alter, dürrer Sünder“, sagt Garey anlässlich eines Wettschießens zu ihm (ebd. 100); und beim ersten Auftreten wird sein Alter mit „etwa 60 Jahren“ angegeben. Die Begründung, die Karl May für den Beinamen „Old“ angibt, ist also – selbst wenn sie ihm, wozu es Verdachtsmomente gibt, bei der Lektüre von Mayne Reid eingefallen sein sollte – frei erfunden; fabuliert, wie von einem Kind – eine Kinderei...!

Es gibt unzählige andere Stellen und Gelegenheiten, wo Karl May „Geschichten erfindet“, die fester Bestandteil unseres „Wilden Westens“ geworden sind, und doch bei näherer Betrachtung nicht als Beschreibung einer Wirklichkeit Bestand haben, sondern anmuten wie eine große Kinderei. Man erinnere sich an Karl Mays berühmte „Theorie von den auffälligen Pferdefarben“, etwa in der Beschreibung seiner ersten Mustang-Herde in *Winnetou I*:

Welch einen Anblick boten diese herrlichen Tiere! Die Mähnen wehten um die Häuse, und die Schwänze flogen wie Federbüsche im Winde. Es waren höchstens dreihundert Stück, und doch schien die Erde unter ihren Hufen zu zittern. Ein Schimmelhengst flog allen voran, ein prächtiges Tier, welches man sich hätte fangen mögen, aber es wird keinem Prairiejäger einfallen, einen Schimmel zu reiten. So ein helles Tier würde ihn jedem Feinde schon von weitem verraten (May 2003, 50382).

Diese Theorie, wie wir sie einmal nennen wollen, wird an vielen Stellen des Werks auch noch ausgebaut:

»Da seid Ihr sehr falsch berichtet, Bernard!« meinte ich. »Drüben im alten Lande kommt es wohl vor, daß ein Feldherr einen Lieblingsschimmel reitet, hier aber nicht. Der Indianer ist überhaupt kein Freund der hellen Farben beim Pferde, und kann er schon auf der Jagd keinen Schimmel gebrauchen, weil das Weiß das Wild verscheucht, so bei einem

Kriegszuge erst recht nicht. Nur im Winter, wo die Farbe dem Schnee gegenüber als Maske dient, kann es einmal bei einem einzelnen Unternehmen vorkommen, daß man auf einen Schimmel steigt, und dann nimmt auch der Reiter einen weißen Kattun über.« (May 2003, 52103)

Wiederum: nichts davon ist wahr. Die einzige je im „Wilden Westen“ und von Indianern selbst gezüchtete Pferderasse, die *Appaloosa*, sind *Schecken* (Spotted Horses), vom Volk der Numiipu (= Nez Percés) offenbar aus Freude an den dekorativen Farbmustern gezüchtet – auffälligere Pferde sind kaum vorstellbar. Übrigens steht Karl Mays Warnung vor Schimmeln im Gegensatz zu seinen eigenen Vorlieben: Durchforstet man seine Werke auf der Homepage der Karl-May-Gesellschaft mit der vorgesehenen Suchfunktion, so findet man 42 Fundstellen für „Braune“ (obwohl dies in der Natur doch die häufigste Pferdefarbe ist), aber mehr als 5 Mal so viele (= 286) Fundstellen für Schimmel.

Am allerhäufigsten freilich (= 528) taucht das Wort „Rappe“ auf, aber das ist eine ganz andere Geschichte und eine Kinderei ganz besonderer Art. In der Tat sind alle „berühmten“ und mit Namen bekannten Pferde bei Karl May (außer dem Braunen Swallow, der aber auch später zum Rappen Hatatitla wird) *Rappen*, ob sie nun von Old Shatterhand geritten werden oder von Kara Ben Nemsi (Swallow, der „wackere Mustang“; Hatatitla, Iltschi, Rih, Syrr...). Denn als Karl May nach Radebeul zieht, erlebt er Jahr für Jahr in der Decksaison (Frühjahr) ein eindrucksvolles Ritual und eine Revolution in der sächsischen Pferdezucht, die in aller Munde ist: Alle Bauern südlich und westlich von Dresden führen ihre Stuten zum Decken zum Landgestüt Moritzburg, 15 km nördlich von Radebeul gelegen, und müssen dabei durch Radebeul. In Moritzburg hat man seit Anfang der 70er Jahre Oldenburger Rapphengste als Beschäler eingeführt, und fortan gilt in Sachsen, dass Rappen im Kutschbetrieb, im Reitbetrieb wie vor dem Pflug die schönsten und besten Pferde sind.... (Siebert 2003, im Erscheinen).

Von den „Wunderrappen“ (Wohlgschaft 1994, 265) zu einem letzten Beispiel: den „Wunderwaffen“ (wobei ich nicht ohne Hintersinn in den Jargon Adolf Hitlers ver falle), den „drei besten und berühmtesten Gewehre des wilden Westens“ also (May 2003, 40975). „Die Silberbüchse des Häuptlings Winnetou, den Henrystutzen und den Bären töter Old Shatterhands – jeder Schuljunge kennt sie“, schreibt Wohlgschaft vollkommen zu Recht in seiner monumentalen Karl May-Biographie (Ebd.). Die Vitrine mit diesen Gewehren hat im Radebeuler Museum denn auch stets ein beachtliches Publikum.

Die Gewehre haben, jedes für sich, ihre eigene Geschichte: und zwar Phantasie- und Literaturgeschichte gleichermaßen, wie sie Klaus Hoffmann vor nunmehr 30 Jahren ausführlich dargestellt hat (Hoffmann 1974). Die „Silberbüchse“, „ein doppelläufiges Gewehr, dessen Holz-

eile dicht mit silbernen Nägeln beschlagen waren“ (May 2003, 50416), tritt zum ersten Mal auf in Mayne Reids *Skalp-hunters* (1851): der Maricopa-Häuptling *El Sol* (der seinen Namen möglicherweise aus Sealsfields *Tokeah or the White Rose* herleitet) hat eine Büchse, „deren Schaft reich mit Silber ausgelegt“ (Reid 1975, 96) ist. In Gabriel Ferrys *Coureur des bois* tauchen dann, relativ spät (im 50. von 79 Original-Kapiteln), zwei Bösewichter mit Namen *Main-Rouge* und *Sang-Mêlé* auf, von denen letzterer ein besonders apartes Gewehr sein eigen nennt: „Seine Hand stützte ein auf der Schulter ruhendes langes Gewehr, dessen Schaft und Kolben mit goldglänzenden Kupfernägeln übersät und mit eigentümlichen zinnoberroten Zeichnungen verziert war.“ (Ferry/Kühne 1974, 517)

Als nun Karl May Ende der 70er Jahre Ferrys Roman für die deutsche Jugend zubereitet, hat sich die Phantasie über dieses Gewehr längst verselbständigt. Zum einen ist, in Variation des Urtextes, aus *Sang-Mêlés* dekorativem Schießeißen ein „ganz besonderes Gewehr“ geworden („das beste Gewehr, welches jemals gesprochen hat“, May 2003, 7254), das der positive Held Don Tiburcio an sich nimmt, um damit berühmt zu werden („Dieses Gewehr ist, außer einem einzigen, das beste zwischen Kanada und dem Honduraslande. Es hat einen Werth, den nur der Jäger zu taxiren versteht, und wird von jetzt an mir gehören“, ebd. 6913):

Nur ein einziges Gewehr gibt es, welches diesem gleicht, und das ist droben in den Rocky Mountains zu finden. Es gehört einem kanadischen Bärenjäger, welcher den Namen *Bois-rosé* führt und in Gesellschaft eines Spaniers allem Wilde und wohl auch jedem Indianer den Tod geschworen hat. Er soll ein Riese sein, der eine Büffelkuh mit den Fäusten niederwirft, und dem kein Mensch gewachsen ist, so weit die Savanne reicht. Er hat noch niemals einen Fehlschuß gethan; die rothen Leute nennen ihn den ‘großen Adler’... (May 2003, 6913)

Dieser *Bois-rosé* ist einer positiven Heldengestalten und Sympathieträger in Ferrys Roman: An ihren Gewehren sollt ihr sie erkennen...! Und neben den drei weißen Jäger-Helden – Pepe, dem Schläfer, Tiburcio und eben diesem *Bois-rosé* – gibt es dann auch noch den indianischen Helden und Comanche-Häuptling, der bei Ferry *Rayon brûlant* („Brennender Strahl“) heißt, während er in Karl Mays Bearbeitung den Namen Falkenauge (von Coopers Indianer-Namen des „Lederstrumpfs“ *Hawk-eye*?) erhält, und – obzwar auch er eine der Wurzeln der Winnetou-Figur wird – immer noch Comanche ist. Und eben dieser Comanche, der bei Ferry mit Pfeil und Bogen schießt, hat nun eine - Silberbüchse:

Im Jagen lud er wieder. Ihre Schüsse hatten ihm gelehrt, daß seine Silberbüchse weiter trage, als ihre Gewehre. Als er fertig war, wandte er sich um. Auch sie luden. Sofort brachte er sein Thier zum Stehen, zielte und schoß. Der Vorderste stürzte. (May 2003, 7412)

Eine ähnlich lange, literarische Geschichte hat der sog. „Bärentöter“, die „alte Gun“ (May 2003, 50293), von der zu vermuten steht, daß sie sich aus Coopers „la Longue Carabine“ entwickelt hat: das Militär verwendet, so Coopers ausdrückliche Formulierung, kurzläufige Gewehre, der Jäger die Büchse mit langem Lauf (Cooper 1985, 671). Und natürlich führt *Hawk-eye*, der „Lederstrumpf“, eine langläufige Büchse. *Hawk-eyes* Vorbild in der Wirklichkeit aber war Daniel Boone, der einst Kentucky entdeckt und erschlossen hatte, und vielleicht führte diese Assoziation dazu, daß sich in Mays Bearbeitung des Ferry-Textes die *longue carabine* in einen „gute[n], kentucky’sche[n] Bärentödter“ verwandelt (May 2003, 6904). Nicht die Länge des Laufs reizt dabei Mays Phantasie, sondern die mächtige Dimension des phallischen Utensils. So heißt es im „Waldröschchen“:

... an der Palisade lehnte eine jener alten, schmiedeeisernen Büchsen, wie sie vor hundert Jahren in Kentucky gemacht wurden, und die ein gewöhnlicher Mann nicht zu handhaben vermag, so schwer sind sie (May 2003, 10436).

Diese Büchse gehört hier dem Mizteca-Häuptling und „berühmteste[n] Cibolero (Büffeljäger)“ *Büffelstirn* und dient deshalb vorzugsweise der Büffeljagd, aber *Sternau*, der „Fürst des Felsens“ und *over-all-Held* des Romans, der den späteren *Old Shatterhand* in vielen Einzelheiten vorwegnimmt ist, schießt ein ähnliches Kaliber und hat nun schon einen „Bärentöter“, und in einer Erzählung aus der gleichen Zeit¹⁰ schwankt die Bezeichnung zwischen „Büffeltödter“, „Büffelrohr“ und „Bärentödter“ (Hoffmann 1974, 75). Wichtig sind offenbar Größe, Durchschlagskraft und – vor allem – Gewicht:

„Gut, sehr gut!“ sagte der Graf. „Fürst des Felsens hat berühmte Kugelbüchse, Bärentödter; schießt Kugel Nummer Null. Ungeheuer schwer.“ (ebd. 11187)

Und wer je das Vergnügen hatte, den „Bärentöter“ des Museums in Radebeul in der Hand zu halten, der weiß, dass dies keine leeren Worte sind: das Gewehr, das Karl May bei dem Dresdener Büchsenmacher Oskar M. Fuchs (Hoffmann 1974, 90ff) 1895 für seine „Waffen-sammlung“ bestellte, hat ein sehr ordentliches Gewicht von 10,4 kg. Es wäre deshalb eigentlich nur von wahren Riesen (und nicht von schwächtigen, eher kleinen Volksschullehrern) sachgerecht zu verwenden und müsste selbst dabei, wie eine Muskete aus früheren Zeiten, auf einer Stütze aufgelegt werden. Einmal ganz abgesehen davon, dass das Kaliber von 23 mm heutzutage eher bei Panzerkanonen Verwendung findet...

Eine ähnlich amüsante und komplizierte Geschichte hat der in Radebeul ausgestellte Henry-Stutzen, die hier nicht noch einmal dargestellt werden muß (vgl. Hoffmann, 79ff und 95ff). Fest steht jedenfalls, dass sein Erfinder, der Büchsenmacher Henry aus St.Louis, nicht

identisch ist mit Benjamin Tyler Henry, der 1860 das Henry-Repetiergewehr entwickelte, denn letzterer wirkte ausschließlich in New England. Sein „System Henry“, ein „Mehrlader mit Röhrenmagazin im Vorderschaft“ (Hoffmann, 96), wurde Mitte des 19. Jahrhunderts in den Fabriken mehrerer Firmen, darunter Winchester und Mauser, eingebaut. Was denn auch im Radebeuler Museum dem beeindruckten und gerührten Publikum gezeigt wird, ist ein schönes Exemplar einer „Winchester 66“, von Karl May erworben über den gleichen Dresdener Büchsenmacher im Jahr 1896.

Und ich muß gestehen: eigentlich hatte ich, als ich 1989 zum ersten Mal vor der Vitrine stand, irgend etwas von dieser Art auch erwartet. Man kannte schließlich seinen Karl May, auch wenn ich damals noch nicht einmal Mitglied der Karl-May-Gesellschaft war und Hoffmanns Aufsatz noch gar nicht kannte. Den eigentlichen Schock bekam ich deshalb ein paar Jahre später, als ich erfuhr, dass die „drei [...] berühmtesten Gewehre des wilden Westens“ – nicht schussfähig sind. Karl May besaß, als Vorbestrafter, keinen Waffenschein.

Der Schock saß tief, und für geraume Zeit...

Gemeinsame Tagträume

Bleibe die Frage: wie kommt das? Wie vermag einer, mit Worten nur und mit Bildern, eine Welt zu schaffen, die stärker ist als die Wirklichkeit? Und dabei eine „Fachsprache“ zu erfinden, die es – im wirklichen Englisch – nie gegeben hat? Und die Fantasy-Welt, in der diese Sprache gesprochen wird, mit Landschaften und Gegenständen auszustatten, die uns allen tief in der Seele wohnen – aber in der wirklichen Welt sonst nirgends? Und dabei immer wieder jener Duft nach Kindlichkeit (und gelegentlich sogar Kinderei) zu erschaffen, der über allem liegt?

Im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts – Freud hatte mit seinen Schriften über die „Traumdeutung“ (1900), die „Psychopathologie des Alltagslebens“ (1901) und den „Witz und seine Beziehung zum Unbewussten“ (1905) die Grundlagen für die psychoanalytische Theorie des Phantasmas gelegt – interessierte sich die erste Generation seiner Schüler verstärkt für Probleme der künstlerischen und literarischen Kreation, indem sie bald über die Gemeinsamkeiten der Phantasietätigkeit in Traum, Tagtraum, Märchen, Mythos und literarisierten Phantasmen nachdachte, bald die jeweils spezifischen Unterschiede herausarbeitete. Freud selbst hatte 1908 in einem Vortrag über den „Dichter und das Phantasieren“ (Freud 1908) einen genetischen Zusammenhang zwischen dem Kinderspiel, dem Tagtraum und den Phantasiespielen des Dichters hergestellt. Sein Schüler Hanns Sachs – neben Otto Rank wohl der begabteste Freud-Schüler *in aestheticis* – vervollständigt nun einige Jahre später diesen Gedankengang, indem er die Reihe durch ein neues Zwischenglied – die *gemeinsamen Tagträume* (Sachs 1972) – erweitert und

damit die „lückenlose Reihe von Übergängen [in] diesem Modell“ schließt. Sachs erinnert dazu an die weithin bekannte Situation, dass kleine Buben in der Latenzphase der sexuellen Entwicklung (also etwa im Alter zwischen 5 und 7 Jahren) dazu neigen, gemeinsam Geschichten zu erfinden, wobei sich dabei zwischen ihnen eine Rollenteilung von Erzähler und Hörer einstellt. Was da erzählt wird, ist vertraulich und wäre eigentlich peinlich, und der unbewusste Sinn der Geschichten ist den Teilnehmern auch nicht klar; aber die mitgestaltende Zustimmung des Zuhörers macht aus der asozialen, autistischen Wunschphantasie durch charakteristische Veränderungen ein soziales Faktum und eine mitteilbare Geschichte. So entsteht im gemeinsamen Phantasieren gleichgeschlechtlicher Kumpane, aus dem gemeinsamen, halluzinatorischen Verarbeiten infantiler Traumata das *mitteilbare Phantasma* als die genetische Vorform der literarischen Kreation. Die Zustimmung der Zuhörer wird für den zukünftigen Autor auch zum ersten literarischen Erfolg und quasi zum „Karriere-Einstieg“. Viele Autoren – zwischen Rousseau und Thomas Mann – haben solche Erinnerungen berichtet, und auch die Karriere so manches Hochschullehrers mag so begonnen haben.

Das Überraschende ist nun, dass Karl May genau diese Geschichte in seiner Autobiographie auch erzählt. Er war, so berichtet er, die ersten 4 Jahre seines Lebens blind und lernte erst dann sehen. Und etwa zu dieser Zeit waren seine Eltern aus finanziellen Gründen gezwungen, ihr Haus – das heutige „Karl-May-Haus“ in Hohenstein-Ernstthal zu verkaufen und in eine Mietwohnung zu ziehen. Karl May berichtet weiter:

Nachdem wir zu Miete gezogen waren, wohnten wir am Marktplatze, auf dessen Mitte die Kirche stand. Dieser Platz war der Lieblingsspielplatz der Kinder. Gegen Abend versammelten sich die älteren Schulknaben unter dem Kirchentore zum Geschichtenerzählen. Das war eine höchst exklusive Gesellschaft. Es durfte nicht jeder hin. Kam Einer, den man nicht wollte, so machte man keinen „Summs“; der wurde fortgeprügelt und kehrte gewiß nicht wieder. Ich aber kam nicht, und ich bat auch nicht, sondern ich wurde geholt, obgleich ich erst fünf Jahre alt war, die Andern aber dreizehn und vierzehn Jahre. Welch eine Ehre! So etwas war noch niemals dagewesen! Das hatte ich der Großmutter und ihren Erzählungen zu verdanken! Zunächst verhielt ich mich still und machte den Zuhörer, bis ich alle Erzählungen kannte, die hier im Schwange waren. Man nahm mir das nicht übel, denn ich hatte erst vor Kurzem sehen gelernt, hielt die Augen noch halb verbunden und wurde von Allen geschont. Dann aber, als das vorüber war, wurde ich herangezogen. Alle Tage ein anderes Märchen, eine andere Geschichte, eine andere Erzählung. Das war viel, sehr viel verlangt; aber ich leistete es, und zwar mit Vergnügen. Großmutter arbeitete mit. Was ich in der Dämmerstunde zu erzählen hatte, das arbeiteten wir am frühen Morgen, noch ehe wir unsere Morgensuppe aßen, durch. Dann war ich, wenn ich an das Kirchtor kam, wohl vorbereitet. Unser schönes Buch „Der Hakawati“ gab Stoff für lange Zeit. Hierzu kam, daß dieser Stoff sich mit der Zeit ganz außerordentlich vermehrte, doch freilich nicht im Buche, sondern in mir. Das war die sehr einfache und sehr natürliche Folge davon, daß ich nach meinem Sehendwerden die seelische Welt, die durch den Hakawati in mir entstanden war, nun in die sichtbare Welt der Farben, Formen, Körper und Flächen zu übersetzen hatte. Dadurch entstanden unzählige Variationen und

Vervielfältigungen, die ich nur dadurch, daß ich sie erzählte, in feste Gestalt und Form zu bringen vermochte (May 1997, 34f).

Macht man sich klar, dass Karl May hier dabei ist, einen Mythos wiederzubeleben: den Mythos vom blinden Dichter, Propheten und Seher? Homer war blind, und galt in der Antike als „der Dichter“ schlechthin: alle Welt hörte auf ihn und zog in der Homer-Allegorese aus seinen Phantasien höchste philosophische Lehren. Es gibt heute gute Gründe, Karl Mays Selbstbild in diesem Punkt zu bezweifeln (Zeilinger 2000) und die „kindliche Blindheit“ für ein Stück Selbstmythisierung zu halten. Was aber bleibt, ist die Bedeutung der „gemeinsamen Tagträume“ für die Eigenart seiner Phantasien und seinen späteren, immensen Erfolg. Denn Karl Mays Phantasien sind keine Adoleszenzphantasien, sondern solche der Latenz-Phase, was Arno Schmidt freilich gründlich mißverstanden hat (Schmidt 1969; Ohlmeier 1989). Aber Karl May hat in dieser Phase seiner Entwicklung seine ersten großen Bestätigungen erfahren, seine ersten „Massenerfolge“ erlebt, und seine Phantasmen haben diesen Zauber der Latenzphase für immer bewahrt.

- Aimard, Gustave (1862): *Les Trappeurs d'Arkansas*. Paris.
- Beutin, Wolfgang (Hrsg.) (1972): *Literatur und Psychoanalyse: Ansätze zu einer psychoanalytischen Textinterpretation*. München.
- Blakeslee, Don (2003): „Die einheimische Geographie des Llano Estacado“. Aus: McClain, Meredith; Wolff, Reinhold (Hrsg.): *Karl May im Llano Estacado. Dokumente des Karl-May-Symposium 2000 in Lubbock, Texas*. Husum. [im Ersch.]
- Bloch, Ernst (1983): *Die Silberbüchse Winnetous*. Aus: Schmiedt, Helmut (Hrsg.): *Karl May*. Frankfurt / M. (Suhrkamp). (=suhrkamp taschenbuch materialien) S. 28-31.
- Cooper, James Fennimore: *The Leatherstocking Tales*. Vol. I - II. New York (Library of America) 1985.
- Cooper, James F.: *Die Prärie*. Mit einem Nachwort von Rudolf Sühnel. Frankfurt a.M. (Fischer) 1963. (= Fischer Bücherei. Exempla Classica. 87)
- Curry, W. Hubert: *Sun Rising on the West, The Saga of Henry Clay and Elizabeth Smith*. Crosbyton (QP&T) 1979.
- Ferry, Gabriel (= Bellemare, Louis de): *Le Coureur des bois. Les Aventuriers du val d'or*. Paris (Charpentier) 1850.
- Ferry, Gabriel: *Der Waldläufer. Szenen aus dem mexicanischen Waldleben*. Übs. Dr. G. Füllner Halle (Knapp) 1851.
- Ferry, Gabriel (= Bellemare, Louis de): *Der Waldläufer. Roman*. 2 Bde. Nach der Übs. v. H. Th. Kühne Frankfurt / M. (Fischer Tb.) 1974. (= Das Schmöcker Kabinett)
- Ferry, Gabriel: *Der Waldläufer*. Für die Jugend bearbeitet von Karl May. Stuttgart (F. Neugebauer. Repr. KMV Bamberg 1987) 1879.
- Flores, Dan: *Der „wirkliche“ Llano Estacado*. Aus: McClain, Meredith; Wolff, Reinhold (Hrsg.): *Karl May im Llano Estacado. Dokumente des Karl-May-Symposium 2000 in Lubbock, Texas*. Husum (Hansa) 2003. [im Erscheinen]
- Freud, Sigmund: *Der Dichter und das Phantasieren*. Aus: Mitscherlich, Alexander u.a. (Hrsg.): *Sigmund Freud: Studienausgabe, Band X*. Frankfurt (Fischer) 1969. S. 169-180.

- Mitscherlich, Alexander; u.a. (Hrsg.): Sigmund Freud: Studienausgabe, Band X. Frankfurt (Fischer) 1969.
- Gatschet, Albert S.: Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas: (Pueblos- u. Apache-Mundarten; Tonto, Tonkawa, Digger, Utah); Wortverz. Weimar (Böhlau) 1876.
- Haefs, Hanswilhelm: Karl Mays Waldläufer: Spurensuche in Mexiko. In: Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft 80, 1989.
- Hoffmann, Klaus: Silberbüchse - Bärenstöter - Henrystutzen, „das sind die drei berühmtesten Gewehre der Welt“. Herkunft, Wirkung und Legende. In: Jahrbuch der Karl May Gesellschaft, 4. Jg. (1974), S. 74-108.
- Klotzbach, Kurt: Die Solms-Papiere. Dokumente zur deutschen Kolonisation in Texas. Wyk 1990.
- McClain, Meredith; Wolff, Reinhold (Hrsg.): Karl May im Llano Estacado. Dokumente des Karl-May-Symposium 2000 in Lubbock, Texas. Husum (Hansa) 2003.
- May, Karl: Mein Leben und Streben. Hildesheim (Olms Reprint, 3. Aufl.) 1997.
- May, Karl: Der Scout - Deadly Dust - Ave Maria. Hamburg 1997. (= Reprintdruck der Karl May Gesellschaft)
- May, Karl: Karl Mays Werke. Berlin (directmedia) 2003. (= Digitale Bibliothek. 77)
- Mittler, Max: Der große Aufbruch. Die Eroberung des amerikanischen Kontinents. Zürich (Atlantis) 1968.
- Neeley, Bill: The Last Comanche Chief. The Life and Times of Quanah Parker. New York, Chichester, Brisbane u.a. (Wiley & Sons) 1995.
- Ohlmeier, Dieter: Karl May: Psychoanalytische Bemerkungen über kollektive Phantasietätigkeit. Aus: Sudhoff, Dieter; Vollmer, Hartmut (Hrsg.): Karl Mays „Winnetou“: Studien zu einem Mythos Frankfurt / M. (Suhrkamp) 1989. (=suhrkamp taschenbuch materialien. 2102) S. 341-365.
- Plaul, Hainer: Illustrierte Karl May Bibliographie. Unter Mitwirkung von Gerhard Klußmeier. Leipzig (Jütte (VOB)) 1988.
- Plaul, Hainer: Resozialisierung durch progressiven Strafvollzug. Über Karl Mays Aufenthalt im Zuchthaus zu Waldheim von Mai 1870 bis Mai 1874. In: Jahrbuch der Karl May Gesellschaft, VI. Jg. (1976), S. 105-170.
- Plischke, Hans: Von Cooper bis Karl May eine Geschichte des völkerkundlichen Reise- und Abenteuerromans Düsseldorf (Droste) 1951.
- Reid, Mayne Thomas: Die Skalpjäger. Roman. Neuausgabe Frankfurt / M. (Fischer Taschenbuch Verlag) 1975. (= Das Schmöcker Kabinett)
- Rese, Beate: Texas - Ziel deutscher Auswanderung im 19. Jahrhundert. Pfaffenweiler (Centaurus) 1996.
- Sachs, Hanns: Gemeinsame Tagträume. Aus: Beutin, Wolfgang (Hrsg.): Literatur und Psychoanalyse: Ansätze zu einer psychoanalytischen Textinterpretation. München (Nymphenburger Verlagshandlung) 1972. (=nymphenburger texte zur wissenschaft. 7) S. 65-77.
- Schmidt, Arno: Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl Mays. Frankfurt/M. (Fischer) 1969. (= Fischer Bücherei. 968)
- Schmiedt, Helmut (Hrsg.): Karl May. Frankfurt / M. (Suhrkamp) 1983. (= suhrkamp taschenbuch materialien)
- Sealsfield, Charles: The Indian chief or, Tokeah and the White Rose (dt. Der Legitime und die Republikaner. Stuttgart 1829.
- Siebert, Barbara: „Ich saß so ruhig im Sattel wie auf einem Stuhl“: Pferde, Reiten und die Reitkunst im Werk von Karl May. In: Jahrbuch der Karl May Gesellschaft, 33. Jg. (2003), S. im Erscheinen.

- Sudhoff, Dieter; Vollmer, Hartmut (Hrsg.): Karl Mays „Winnetou“: Studien zu einem Mythos Frankfurt / M. (Suhrkamp) 1989. (= suhrkamp taschenbuch materialien. 2102)
- Wohlgschaft, Hermann: Große Karl May Biographie : Leben und Werk. Paderborn (Igel) 1994.
- Wolff, Reinhold: Projektive Träume : Karl May und der Wilde Westen der Wilhelminischen Epoche. In: Studies in The Western, VII. Jg. (1999), S. 53-75.
- Wollschläger, Hans: Karl May als Leser. In: HKA Supplemente 2, 125-135.
- Zeilinger, Johannes: Karl Mays frühkindliche Blindheit - eine Legende? In: Jahrbuch der Karl May Gesellschaft, 30. Jg. (2000), S. 179-194.

(Footnotes)

¹ Blakeslee 2003. Das *Handbook of Texas Online* zitiert aus diesem Bericht: „I reached some plains so vast, that I did not find their limit anywhere I went, although I travelled over them for more than 300 leagues . . . with no more land marks than if we had been swallowed up by the sea . . . there was not a stone, nor bit of rising ground, nor a tree, nor a shrub, nor anything to go by.“

² Auch die Formulierung von der „amerikanischen Sahara“ fällt hier: Reid 1975, 88.

³ George Alexander in einer Diskussion auf der KMG-Liste am 2. Jan. 2003, 14:42. – Möglicherweise ist, im cattle-Land Amerika, das Wort noch gebräuchlicher: Das American Heritage Dictionary in der 4. Auflage aus dem Jahr 2000 gibt an: *greenhorn* = **1.** An inexperienced or immature person, especially one who is easily deceived. **2.** A newcomer, especially one who is unfamiliar with the ways of a place or group, und gibt dazu die Etymologie an: Middle English *greene horn*, horn of a newly slaughtered animal.

⁴ In Ruxtons englischem Text steht *freshmans*, das Lindau mit *Frischlinge* übersetzt und mit der Anmerkung *Greenhorns* = *unkundige Neulinge* präzisiert. – Dresden bei Radebeul ist, wir erinnern uns, im 19. Jahrhundert die deutsche Hauptstadt der Kolportage, und Sachsen eines der Zentren der deutschen Emigration. – Ich verdanke diesen und den folgenden Quellen-Hinweis Hans Grunert, Kustos der Karl May Bibliothek in der *Villa Shatterhand* in Radebeul.

⁵ Karl May ist zu diesem Zeitpunkt im Lehrer-Seminar in Waldenburg und hat, nach eigenen Angaben, im Jahr zuvor seine erste eigene Wild-West-Phantasie an die Redaktion der 'Gartenlaube' gesandt haben, sie aber zurück erhalten.

⁶ vgl. OED, *mountain man*: 1851 M. REID *Scalp-hunters XX*, These were the trappers, the prairie hunters, the mountain men; 1910 C. H. J. DOUGLAS in F. Parkman *Oregon Trail* 338 Mountainmen, a well-defined class of backwoodsmen

⁷ Zu identifizieren an der berühmten Santillo-Decke um Winnetous Hüften, die eigentlich eine Saltillo-Decke sein müsste. Vgl R. Schmid in Ferry/May 1987, N3. – Der Erfolg des Romans von Ferry, erschienen 1851, ist in ganz Europa phänomenal: in Deutschland gibt es in kürzester Zeit nicht weniger als 4 voneinander unabhängige Übersetzungen (Füllner, Grieb, Wesché, Kühne; vgl. Haefs 1989).

⁸ Hier zitiert nach der online-Version des DWB: <http://germa83.uni-trier.de/DWB>

⁹ George Alexander [galex49@hotmail.com] auf der KMG-Liste am 23.Dez. 2002.

¹⁰ *Unter Würgern* 1878/79.

